
**«Aber ich wurde nie aufgefordert,
zurückzukommen»**

Texte von und mit Miriam Gillis-Carlbach

Kirchenkreis Altona

Hamburg = Altona

Inhalt

Vorwort Propst Dr. Horst Gorski	4
1. Prof. Dr. Miriam Gillis-Carlbach Kurze Biografie	6
2. Erinnerungen an das jüdische Altona und seine Zerstörung Rede auf Einladung des Kirchenkreises Altona am 30. Oktober 2003	7
3. „Gott verzeiht erst, wenn wir verzeihen“ Interview mit Miriam Gillis-Carlbach Hamburger Abendblatt, 1./2. November 2003	20
4. Jüdisches Kind in Altona Auszüge aus dem Buch „Jedes Kind ist mein Einziges“	23
5. Hören, wahrnehmen, erinnern Pastor Ulrich Hentschel	33

Impressum

**«Aber ich wurde nie aufgefordert,
zurückzukommen.»**

Herausgeber
Kirchenkreis Altona
Eggersallee 3
22 763 Hamburg
Oktober 2004

Gestaltung
Ruth Freytag, Annegret Kühne
Druck
Hein & Co Offset Hamburg, Oktober 2004

Bildnachweis:

- S. 5 - Vor dem ehemaligen jüdischen Volksheim in der Wohlersallee,
Aufnahme Asmus Henkel
- S. 6 - Frau Lotte Carlbach mit den neun Kindern, Privatbesitz
- S. 10 - Gemeindschule Palmallee 17, Altonaer Museum
- S. 13 - Palmallee, Altonaer Museum
- S. 17 - Donners Park, Luftaufnahme
- S. 27 - Heine - Denkmal im Donnerspark, aus „Neues Altona 1929“
- S. 30 - Oberrabbiner Dr. Joseph Carlbach, Privatbesitz
- S. 35 - Frau Gillis-Carlbach beim Verlegen der Stolpersteine, 2004

Liebe Leserinnen und Leser in Altona - und darüber hinaus!

Am 30. Oktober 2003 begegnete ich Frau Prof. Miriam Gillis-Carlebach zum ersten Mal: Es war im Vortragssaal des Altonaer Museums, das Auditorium war bereits gut gefüllt und wartete gespannt. Ich stand an der Tür und wartete ebenfalls auf unsere Referentin. Da kam sie, begleitet von Mitarbeitern und Freunden, eine kleine, rüstige Frau mit wachen Augen und festem Willen. Der Vortrag, den sie an diesem Abend hielt und der in diesem Büchlein abgedruckt ist, hielt alle Anwesenden in seinem Bann.

Er lebte von ihren präzisen, wehmütigen, gelegentlich anklagenden aber nie verbitterten Erinnerungen. Bereits an jenem Abend entstand anschließend in kleiner Runde die Idee, diesen Vortrag - zusammen mit einigen weiteren Texten - zu drucken und so einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Wir danken Frau Gillis-Carlebach herzlich für ihr Einverständnis und ihre Mitarbeit!

Der Ev.-luth. Kirchenkreis Altona setzte mit dieser Veranstaltung seine Erinnerungsarbeit fort. Schon 1988 und 1998 hatte die Synode des Kirchenkreises sich mit dem Thema Juden und Christen befasst. In einzelnen Gemeinden hatte es Erinnerungsarbeit und Dokumentationen gegeben. Im Oktober 2002 kam die Nordelbische Wanderausstellung „Kirche - Christen - Juden in Nordelbien 1933 -1945“ in die St.Petri-Kirche Altona und war dort einen Monat lang zu sehen. Die Ausstellung wurde flankiert von einem reichen Veranstaltungsprogramm. Die Synode des Kirchenkreises tagte am 26. Oktober 2002 und verabschiedete eine Erklärung „Erinnerung, Rechenschaft und Reue - Die Propstei Altona 1933-1945“.

Darin heißt es unter anderem:

„Wir stehen bis heute in der Verantwortung für die Vernichtung der jüdischen Gemeinde. Hierfür können wir keine Versöhnung erwarten und keine Wiedergutmachung leisten. Uns als Nachgeborenen bleibt der Respekt vor den Toten. Die einst bedeutende jüdische Gemeinde Altonas fehlt uns heute. Das Christentum muss sich seiner jüdischen Wurzeln bewusst werden und Reichtum und Eigenständigkeit der jüdischen Religion anerkennen, damit es echte und bleibende Aussöhnung von Juden und Christen gibt.“

Um die Erinnerungsarbeit als einen festen Bestandteil der Arbeit unseres Kirchenkreises zu installieren, beschloss die

Synode weiter: „Alljährlich soll von Kirchenkreis und Gemeinden an die erste Deportation jüdischer Bürgerinnen und Bürger aus Altona am 28. Oktober 1938 erinnert werden.“ Damals nämlich waren polnische Juden zum Altonaer Bahnhof gebracht und von dort zwangsweise in Richtung polnische Grenze geschafft worden. Manche fanden nach unsäglichen Mühen Einlass in Polen, andere kamen im Niemandsland zwischen Deutschland und Polen um. Unter den Überlebenden war die Schwester eines nach Frankreich ausgewanderten jungen Mannes, die ihrem Bruder von dem Skandal in einem Brief berichtete. Ihr Bruder, Herschel Grynspan, wollte die Welt auf das Unrecht mit einer spektakulären Tat aufmerksam machen. Er ging zur deutschen Botschaft und erschoss den Botschaftssekretär vom Rath. Wie bekannt, nahmen die Nazis diese Tat zum Anlass für ihre Reichspogromnacht. Wir freuen uns, dass Frau Gillis-Carlebach ihr Einverständnis zur Veröffentlichung ihres Vortrags gegeben hat. So können ihre Erinnerungen auch zu Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, sprechen. Mögen Sie, je nach Lebensalter und Erfahrungen, dieses Büchlein mit eigenen Erinnerungen, mit innerer Vorstellungskraft für das Ungeheuerliche, auf jeden Fall aber mit Nachdenklichkeit lesen - und mit Sympathie für eine außergewöhnliche Frau.

Dr. Horst Gorski, Propst



Vor dem ehemaligen jüdischen Volksheim in der Wöhlers Allee

1 *Miriam Gillis-Carlebach*

wurde als drittes von neun Kindern 1922 in Hamburg geboren. Der Vater, Dr. Joseph Carlebach, damaliger Schuldirektor der Hamburger Talmud-Thora-Schule, wird später Rabbiner in Altona und Hamburg. Die junge Mutter Lotte Carlebach-Preuss stammte aus Berlin.

Kindheit und Jugend erlebt Miriam in Altona, später in Hamburg. 1938, kurz vor dem Abitur an der Talmud-Thora-Schule gelingt ihr auf Betreiben der Eltern die fluchtartige Auswanderung nach Palästina. Zwei Jahre später, 1941, werden ihre Eltern und ihre vier jüngsten Geschwister nach Riga deportiert. Bis auf den Bruder Salomon werden alle ermordet.

Zwei Jahre landwirtschaftliches Studium und fünf Jahre Mitglied in einem Kibbuz. Verheiratet mit Mosche Gillis, Lehrer und Direktor eines israelischen Jugenddorfes. Nach der Einschulung ihrer vier Kinder Beginn einer pädagogischen und wissenschaftlichen Laufbahn. 1984 Promotion über israelische Pädagogik und hebräisches Lesen. Seit 1992 Leiterin des Joseph Carlebach Institutes zur Erforschung zeitgemäßer jüdischer Geisteslehre.



Frau Lotte Carlebach mit den neun Kindern, ganz links Miriam Carlebach

2 *Das jüdische Altona in Forschung und Erinnerung – bis heute*

Miriam Gillis-Carlebach

Altona, die Stadt mit dem Wappen der offenen Tore;

Altona - mit den Strassen der grossen Freiheit und der kleinen Freiheit;

Altona – mit einer der ältesten Synagogen, die 300 Jahre standhielt, trotz der Kugeln in den Wänden vom Schwedenkrieg im 18. Jahrhundert;

Altona – mit Oberrabbiner Dr. Lerner, der im ersten Weltkrieg vor dem geöffneten Toraschein die freiwilligen jüdischen Soldaten segnete, auf dass sie für ihr deutsches Vaterland siegreich kämpfen;

Altona – deren jüdische Gemeinde ihr Vermögen als Krieganleihe an die Stadt hergab und so einen Teil ihres Besitzes verlor;

Altona – mit den von Julius Neumann gegründeten Holsatia-Werken, in denen von Streichholzschachteln bis zu Möbeln im Bauhausstil hergestellt wurden;

Altona – wo Glückel von Hameln als fünfjähriges Mädchen Lesen und Schreiben lernte;

Altona – mit dem vielleicht einzigen jüdischen Leiterkastenmann in Deutschland, der mit einer singenden Kinderschar durch die holprigen Strassen zog;

Altona – mit dem „Braunen Haus“ und der „Hochdeutschen Israelitischen Gemeindschule“ - beide auf derselben Elbseite der Palmallee;

Altona – das seit drei Jahrhunderten seine Tore für die jüdisch-polnischen Flüchtlinge öffnete, die damals dem blutigen Chiemelnitzki- wie auch späteren Pogromen entkamen; ihr dankbares Geschenk eines grossen beschrifteten achtermigen Chanuka-Leuchters, war lange Zeit im Altonaer Museum ausgestellt;

Altona - mit eben diesem Museum, wo Oberbürgermeister Max Brauer regelmässig die Vorträge über Michelangelo und Religionsphilosophie mit anhörte – gehalten von Dr. Joseph Carlebach, dem Oberrabbiner.

Was geschah in diesem Altona im Holocaust, in der Schoa?

Die Historiker, die echten und die Pseudoforscher, gaben verschiedene Antworten:

Von der Leugnung der Schoa überhaupt und von der Phrase, „hier war alles nicht so schlimm ...“ - bis zum „judenreinen“ Altona:

Von der Zwangseinweisung kinderreicher jüdischer Familien in die Enge der Judenhäuser ... bis zur entstellenden Umgestaltung der Papagoyenstrassen-Synagoge in ein Nachtlager für ausländische Zwangsarbeiter;

Von dem Verbot für die jüdischen Schulkinder, „mit ihnen schmutzigen Kehlen, das Lied, „ich hatt einen Kameraden ...“, zu singen“ - bis zur Schliessung der Schule, vier Jahre vor dem allgemeinen Schulverbot für jüdische Kinder im dritten Reich;

Von dem Boykott jüdischer Geschäfte in der grossen Bergstrasse, am 1. April 1933 - bis zur Polenabschiebung.

Wieviele Juden lebten überhaupt in Altona?

Nach den staatlichen Statistiken (auf Grund der letzten Zählung im Jahre 1925 von Rechtsanwalt Viktor aus Wandsbek gab es an die 2.409 Juden in Altona - also höchstens 1,3 Prozent unter der nichtjüdischen Bevölkerung: In Folge der grosszügigen Gastfreundlichkeit der Stadt Altona mit ihrem Wappen der offenen Tore, waren gerade diese jüdischen Menschen am 28. Oktober 1938 die Kinder, Enkel und Urenkel von jüdischen Flüchtlingen aus Polen, genauer gesagt: Fast 39 Prozent der Altonaer Juden besass die polnische Staatsangehörigkeit, und etwas über 10 Prozent blieb staatenlos. Und nun – paradoxer Weise – waren sie die ersten deportierten Juden.

Über die Abschiebung der polnischen Juden - Altona als Beispiel

Auch nach dem ersten April 1933, dem sog. Boykott-Schabbat, als die jüdischen Geschäfte am heillichten Tage demoliert und mit gelber-greller Ölfarbe mit den Worten „Judenhäuser“ beschmiert und die Passanten gewarnt wurden, nicht bei Juden zu kaufen; auch nach dem 10. Mai, der höhnenden und jubelnden Buchverbrennung oder dem Buchverbrechen, gab es Schritt für Schritt weitere Anti-Judengesetze, die aber nicht für jedermann auf der

Strasse sichtbar waren. Beispielsweise seien die Nürnberger Gesetze von 1935 genannt, die Vermögens-Beschlagnahmen und die sich umgreifende Zwangsarisierung und weitere Unrechtsgesetze gegen die Juden, die ich als „schleichender Holocaust“ bezeichnen würde, weil sie meist nicht an die Öffentlichkeit drangen oder absichtlich übersahen wurden. Es gab auch Angriffe gegen Juden auf offener Strasse, Verhaftungen und Misshandlungen, als sozusagen vereinzelte Fälle, ohne gesetzliche Massnahmen.

Anders war der Fall mit der von jüdischer Seite völlig unvorgesesehenen „Polenaktion“ oder anders genannt „die Polenabschiebung.“ Der 28. Oktober 1938, der „Schwarze Schabbat“, war von staatlicher Seite bereits die Generalprobe für den reichsweiten Synagogen- oder Kristallpogrom, Generalprobe für die Deportationen, die Verschleppungen in die KZs, für die Familienzersplitterungen; Generalprobe für die Parole, herz- und mitteilslos zu sein und unmenschlich zu handeln. Die „Polenaktion“ wurde in aller Öffentlichkeit ausgeführt, vor aller Augen, gleichzeitig in allen deutschen Städten, und schuf eine chaotische, verzweifelte Situation für die etwa 18.000 staatenlosen Juden oder diejenigen mit polnischer Staatsangehörigkeit, die seit Jahren und Jahrzehnten in Deutschland ansässig waren. Diese Massnahme betraf etwa fünf Prozent der in Deutschland lebenden Judenheit, löste aber auch bei allen nicht Betroffenen einen tiefen Schock aus, mit der ängstlichen Frage und der unvorstellbaren Antwort über das hereinbrechende weitere Schicksal der Juden.

An jenem Freitag Morgen, den 28. Oktober 1938, wurden hunderte Familien in aller Frühe aus dem Schlaf gerissen und völlig unvorbereitet aus ihren Häusern gejagt - manchmal die ganze Familie, manchmal nur der Vater oder die Grossmutter, manchmal Mütter mit allen oder einigen ihrer Kinder. Sie wurden über die Grenze in frierende Kälte getrieben, in ein Niemandsland zwischen Polen und Deutschland. Die meisten, wenngleich nicht alle ausführenden Beamten waren grausam in ihrer Ungeduld, um alles so schnell wie möglich zu erledigen. Mütter konnten nicht hastig alle kleinen Kinder füttern, alte Leute nicht schnell genug ihre warme Kleidung anziehen, das Nötigste konnte nicht eingepackt werden, und die Zurückgebliebenen wurden erschrockene Zeugen eines unmenschlichen Prozesses.

Die Mutter musste entscheiden, welches ihrer Kinder zuerst zu wecken, welchen Proviant vorzubereiten, das beste Schuhzeug und ein Lieblingspielzeug auszuwählen



Gemeinschaftsschule Palmallee 17

für die Reise in das Unbekannte ... Sie fragte sich, sollte sie alle Kinder mit sich nehmen oder nur die, die gezwungenermassen auf der Liste standen, und die anderen in fremde Hände geben... und gleichzeitig mit diesen bedrückenden Gedanken wollte sie die Kinder beruhigen, dass der Spuk bald vorübergehen und alles wieder gut werden wird.

An diesem Freitag Morgen versammelten sich viele jüdische Freiwillige, vor allem jüdische Frauen, an der Eisenbahnstation, um auf irgendeine Weise den Ausgewiesenen behilflich zu sein. Sie packten kleine Säcken mit Proviant, mit Windeln und Kinderspielzeug, und ungeachtet der schimpfenden und drohenden Beamten reichten sie diese kleinen Liebesgaben durch die Waggonfenster. Keiner dachte an sich selbst. Nur eine der realistischen Sozialarbeiterinnen, Frau Fanny David, fragte ganz unvermittelt: Und wenn wir an die Reihe kommen – wer wird uns Butterbrote durch die Waggonfenster reichen? Diese Frage blieb unbeantwortet.

Viele der jüdischen Altonaer wandten sich an den damals amtierenden jungen Rabbiner Dr. Weiss, andere suchten Zuflucht in Hamburg bei ihrem alten Rabbi Carlebach. Seit der frühesten Morgenstunde war sein Haus überfüllt mit verzweifelten Müttern, weinenden Kindern und verängstigten alten Leuten, die Unterschlupf, Hilfe

und Trost suchten.

Auch ich persönlich wurde noch „Zeitzeuge“ des Schwarzen Schabbat, der herz- und familienzerreisenden Polenabschiebung:

Am Freitag früh, den 28. Oktober 1938, noch vor Morgengrauen, begann das durchdringende Geklingel von Haustür-Glocke und Telefon: Ein Strom von Menschen, vorwiegend aus Altona, in nicht zu beschreibender Panik, drängte sich in unser Hamburger Haus. Sie oder ihre Familien sollten, weil polnisch oder staatenlos, innerhalb weniger Stunden über die polnische Grenze abgeschoben werden. Meine Mutter mobilisierte uns Kinder, um den weinenden Müttern oder den unbeholfenen Vätern mit den Babies zu helfen.

Dieses „Evakuierungsmanöver“ war der Auftakt zu dem späteren „Links – Rechts“ der berüchtigten Selektionen: Kinder mussten ohne Eltern gehen, Männer ohne Frauen, Mütter nur mit einem Teil ihrer Kinder, alte Leute vollkommen allein. Unterdessen versuchte unser Vater, polnische Rabbiner um Hilfe anzurufen und wiederholte, um endlich mit einem Ferngespräch nach Polen durchzukommen: P - wie Paul, O - wie Otto; L - wie Lotte, E - wie Ernst und N - wie Norbert. Bis heute sehe ich ihn an seinem Stehpult mit dem Hörer in der Hand, und bis heute höre ich in seiner Stimme die Aufregung der Dringlichkeit. Es wurde spät abends, bis im Hause alles ruhig wurde. Einige der plötzlich elternlosen Kinder blieben über Nacht bei uns, zum Teil in improvisierten Betten, aus zwei zusammenge-schobenen Sesseln gebaut. Gegen Morgen vermeinte ich Kinderweinen zu hören und ging auf Zehenspitzen, um meine Mutter um Rat zu fragen. Mutter lag im Bett, ganz wach, an ihrer Seite ein kleines „staatenloses“ Kind. Es hatte das Köpfchen auf Mutters Arm gelegt und schlief.

Wie anfangs erwähnt, bildeten die ausgewiesenen Familien etwa fünfzig Prozent der Altonaer Juden, aber unter den Schulkindern der Altonaer jüdischen Gemeinschaft war ihr Anteil noch grösser, dank des Kinderreichtums der ostjüdischen ausgewiesenen Familien. Infolgedessen wurde die Schule wegen geringer Schülerzahl geschlossen - etwa zehn Jahre, nachdem sie aus der Grünestrasse in das Gebäude in der Palmallee Nr. 17 mit dem wunderschönen Schulgarten umgezogen war. Auf der letzten Fotografie von diesem Schulgebäude - im Staatsarchiv - sind keine Schulkinde zu sehen, nur zwei uniformierte Polizisten. Gestapo-Männer ...

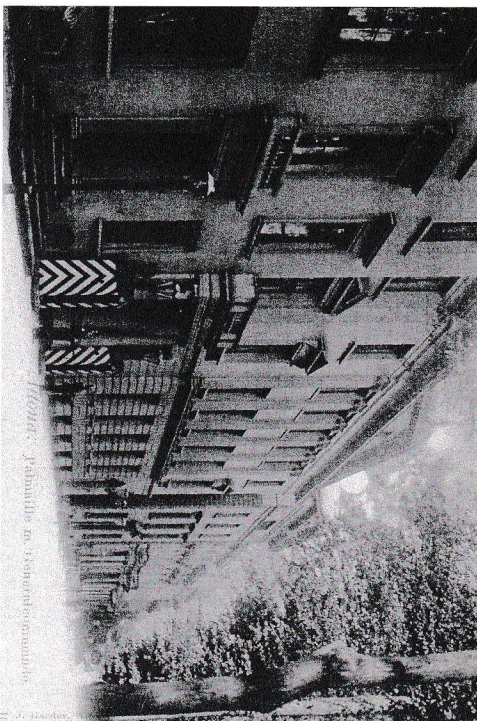
Erinnerungen an das jüdische Altona ...

Aber wo ist Palmaille Nummer 17 heute? Damals, als sechsjährige Schülerin in der ersten Klasse, sagte ich meiner Lehrerin, Fräulein Lisbeth Caspari: P ist mein Lieblingsbuchstabe, P ist nämlich der Anfang von Palmaille und Papagoyenstrasse, wo die Schule, die sogenannte „Schul“ (Synagoge) und mein Zuhause sind. Damals lächelte meine Lehrerin ein lobendes, ermunterndes, leises Lächeln. Ob Ihr da auch lächelt? Es ist mir, als wollte man mich drängeln: So gehe doch in die Palmaille, die Palmaille gibt es ja noch! Keine sogenannte „Terrorbombe“ hat während des Krieges das Schulgebäude getroffen und zerstört.

Nach 45 Jahren war ich wieder in Altona, in der berühmten Palmaille... Aber wo ist Nummer 17? Palmaille 17 hatte zwar den Krieg überstanden, aber das hat ihr nichts genützt. Sie wurde in den ersten Nachkriegsjahren abgerissen, wohl das einzige Haus an der Elbseite, das nicht mehr dort steht ... Wo ist meine Schule, wo ist der Schulgarten, wo sind die Lehrer, wo die Schüler? Das neue Hochhaus ist doch nicht meine Israelitische Gemeindegemeinschaft?

Meine Schule hat zu mir gesprochen, sie hat mit uns gemalt und gesungen, sie hat uns hebräische Buchstaben gelehrt. Aber dieses Gebäude ist keine Schule. Ich umkreise den modernen Betonblock auf den Asphaltpräden rings um das Gebäude, wie die Braut den Bräutigam bei einer jüdischen Hochzeit sieben Mal, langsam und sorgfältig. Es rührt sich nichts. Kein Laut wird hörbar, kein Buchstabe sichtbar. Nichts Geschriebenes. Keine Tafel. Kein Gedenken.

Aber das „Braune Haus“, Nummer 57 - in der Palmaille blieb unversehrt und es besteht noch bis heute. Merkwürdigerweise wohnten dort einmal der Rabbiner mit seiner Frau und ihren neun jüdischen Kindern. Es war einmal ... bis gegen die Familie ein Prozess angestrengt wurde – wegen eines Tintenkleks im Kinderzimmer - den sie natürlich verloren, woraufhin sie dem Rechtspruch gemäss ihre Wohnung verlassen mussten. Wieviel Altona hatten wir von dort aus erlebt! Das Blücherdenkmal, die Elbe und die Nähe zum Rathaus; die freundlichen und die gehässigen Nachbarn und die Ereignisse in der Strasse, der Palmaille. In dieser breiten, schattigen Allee mussten „Tippel-Tappel“ und andere harmlose Kinderspiele vor unseren Augen auf abhärtende Paraden uniformierter kleiner Knaben um- und gleichgeschaltet werden. Die Palmaille Nr. 57 gehört jetzt einer „Shipping



Palmaille

Company.“ Ich stand vor dem Haus an einem Sonntag. Die Company und auch die Geschäfte waren geschlossen.

Die Taube vom Fischmarkt

Früher, wenn Sonntags alle Geschäfte geschlossen waren, gab es immer den Altonaer Fischmarkt als Ausweg. Wir sollten dort Schollen oder Makrelen einkaufen, die billig und gleichzeitig kosher sind, denn diese Fische haben Flossen und Schuppen, wie es sich für einen koscheren Fisch geziemt. Die glitschigen Aale dagegen waren sogenannten glatzköpfig und nicht kosher, wie auch die Krebse, die immer gleichzeitig in alle Richtungen schielen und wettrennen konnten. Deshalb machten wir um sie stets einen grossen Bogen.

Am Fischmarkt gab es nicht nur Fische, sondern auch Blumen und Gemüse, gerupftes und lebendiges Geflügel und sogar Kanarienvögel. Einmal kauften wir an einem Stand eine Taube als Freundschaftszeichen. Susi und ich. Die Taube flatterte verängstigt und verängstigt um unsere Köpfe und schlussendlich flüchtete sie sich zum Fischmarkt zurück.

Und vielleicht sollte ich mich in die Synagoge, die sog. „Schul“ flüchten, in der Papagoyenstrasse 9 - mit dem holperigen Pflaster, die braune schwere Tür mit allen Kräften aufstossen und sie hinter mir zufallen lassen, die

langgestreckte rechteckige Halle durchqueren, sehr langsam, denn die grossen quadratischen, hellbraun gemusterten Fliesen sind glatt, und man könnte da leicht ausrutschen. Im Allgemeinen gibt es gar nicht so lang gestreckte Vorhallen in Synagogen, aber hier hatte es, so wurde uns erzählt, eine besondere Bewandtnis auf sich:

Für den jüdischen Kohen, den Priester, der sich seit Jahrtausenden auf seine Abstammung von Aaron, den Hohepriester beruft, gelten bis auf den heutigen Tag besondere Reinheits-Vorschriften, die ihm die Berührung mit Toten verbietet. Deshalb kann er an den Vorbereitungen für ein Begräbnis nicht mitwirken, und nur zur Beerdigung seiner allernächsten Verwandten darf er an ein Grab herantreten. Das Gebot der Totenehre gilt indes als die vornehmste Aufgabe der Selbstlosigkeit, denn der Verstorbene kann uns dafür keinerlei Gegengabe erweisen. Die Vorhalle der Synagoge diente also - auf Bitten der Priester-Kohanim - als Tischlerwerkstatt, um dort Säge zu zimmern und auf diese besondere Weise auch als Köhen den Hingegangenen die letzte Ehre erweisen zu können. Aus diesem Grund wurde also die Vorhalle vor etwa dreihundert Jahren so langgestreckt erbaut. Das ist alles wahr, selbst wenn ich die Tischlerarbeit nie beobachtet konnte. Ich als Mädchen ging ja nur am Schabbat und Feiertagen nach Schul, an Tagen, an denen nicht gearbeitet werden darf.

Jetzt bräuchte ich nur noch die drei oder vier breiten Marmortreppen hinunterzugehen, dann stände ich in der Männerschul. Der Toraschrein ist geschlossen, und der gestückte zugezogene Vorhang bedeckt beide Türflügel. Doch kann man bereits ahnen, wie wunderbar die Tora-rollen gekleidet und geschmückt sind. Auf dem Almemor, in der Mitte der Schul, steht das Putz mit einer purpuroten Samtdecke bedeckt, bereit dazu, dass jeden Moment die Torarolle dort niedergelegt und aufgerollt werde, um mit einem silbernen Zeiger die Stelle anzugeben, an der weitergelesen werden soll ... An der Wand ist ein Marmor-schild angebracht, es ruft uns auf, nicht das Gebet für den Regen zu vergessen, Regen zu angemessener Zeit.

Das letzte Synagogenfest

Das letzte Synagogenfest feierte man in allen Synagogen Deutschlands fünf Tage vor der Polenaktion. Damals ahnte niemand etwas von einem Synagogen-Holocaust, dem zehn Tage später die jüdischen Gotteshäuser in Deutschland zum Opfer fielen. Ahnungslos

wurde also das schönste Kinderfest zu Ehren der heiligen Tora begangen.

Es ist das jährliche Freudentfest über die Tora, die Fünf Bücher Moses, nämlich dann, wenn ein Jahreszyklus der wöchentlichen Tora-Vorlesungen beendet ist, und man an Ort und Stelle einen neuen Lese- und Lernzyklus beginnt, um den wöchentlichen Abschnitt aus der Heiligen Lehre zu lesen. Es war das Fest der Kinder, der Jungen wie der Mädchen. Alle gingen in die Männerschul. Die Kinder hatten bunte Fahnen; sie wurden mit Süssigkeiten überschüttet, um die Assoziation zwischen dem süssen Geschmack und der Heiligen Lehre zu empfinden. Der goldbestickte Vorhang wurde zurückgezogen, die Heilige Lade geöffnet, und alle Tora-Rollen wurden ausgehoben. Sie waren mit bestickten Samtmäntelchen und silbernen Schildern geschmückt und mit wunderschönen Kronen, an denen kleine Glöckchen hingen; diese Glöckchen klingelten in vielen harmonischen, sanften und feinen Tönen. Die Schul war hell erleuchtet, und die Männer, in ihren weissen Gebemänteln, sangen und tanzten mit den Tora-Rollen auf dem Arm und mit den Kindern, die ihre bunten Fähnchen schwenkten. Allen voran Oberabbiner Carlbach, der Ausschau hielt, ob nicht etwa ein Kind übersehen wurde, das keine Fahne hatte, keine Süssigkeiten bekam und sich nicht in den Reigen wagte. Rabbiner Carlbach holte er es aus seiner Ecke, hob es hoch, dann tanzte und sang es, und klatschte in die Hände mit allen zusammen.

Dann kam der schönste Augenblick: All die kleinen Knaben, zwanzig oder dreissig an der Zahl, etwa drei- bis fünfjährig, kletterten die Stufen zum Almemor hinauf. Dort lag auf einer roten Samtdecke die offene Tora-Rolle. Der Vorleser zeigte den Kindern mit einem silbernen Zeiger, wo in der Tora gelesen wurde. Dann breitete man einen weiten Gebetmantel über die Kinderschar, und mit Hilfe des Vorbeters sagten sie: „Wir segnen Dich Gott, dass Du uns Deine Tora gegeben hast ...“, und die ganze Gemeinde antwortete ihnen mit einem widerhallenden „Amen.“ Es war ein unvergesslicher Anblick, und die Kinderstimmen klingen noch heute in mir nach wie Engelsmusik.

Wenn ich von unten nach oben schaue, sehe ich die Frauempore mit einem weitmassigen, mit Goldbronze angestrichenem Gitter. Ob eine der haarverhüllten Frauen mich wohl sieht, wie ich die hölzernen Bänke streichle, den Sitz herunterklappe, in einem Gebetbuch blättere. Ich schaue nach oben und sehe keine Frau, ich sehe keine

Empore, ich bin in keiner Schul, denn die gibt es nicht mehr, ich bin gar nicht in der Papagoyenstrasse, es gibt sie nicht mehr. Ich bin allein im Dunkeln und kann den Weg nicht finden. Es gibt hier für mich keine Richtung mehr - muss man links oder rechts gehen, geradeaus oder um die Ecke, wo muss man die Strasse überqueren, um irgendwo anzukommen.

Und so überkommt mich ein beklemmendes Gefühl, wo finde ich einen Unterschlupf, ein Versteck, das in Momenten der Gefahr und der Verfolgung Sicherheit verspricht ...

Ich bin in Altona - zwischen Vertrautheit und Fremdsein, zwischen naivem Unbekümmertsein und misstrauischem Verdacht, zwischen sanften Träumen und jähem Erwachen, zwischen damals und danach
- zwischen damals und heute ...

Ich durchstreife das Altona von heute - an einem frühen Schabbatmorgen. Noch sind die Geschäfte geschlossen, die Strassen fast beängstigt still und unbelebt. Es drängt mich zum Rathausplatz, zu dem grossen schwarzen Granitblock, zum „Stone for the Missing Jews“ of Altona. Die vermissten Juden! Als würde man nicht genau wissen, als ob man nicht unerbitlich genau weiss, was mit den Juden geschehen ist ...

Oder vielleicht ... Ganz vorsichtig wagt ein Gedanke sich heranzunähern: „Stone for the Missing Jews“ - vielleicht um auch anzudeuten, dass Juden in Altona vermisst werden? Es ist als ob dieser Gedanke mich beschwichtigen möchte, meine fassungslose Trauer behutsam umgeben will, mich vorsichtig, fast unmerklich an die Hand nimmt, mich begleitet und weiterführt, auch in das Altona von heute. Er deutet auf die nahegelegene Betty Levy Passage. Sage den Namen noch einmal: Betty Levy Passage; der Name spricht ganz leise und doch nicht nur zu sich selbst, er spricht auch aus Altona von heute. Und von dort treibt es mich weiter und weiter, bis zu einem strassenartigen Viereck mit Häusern aus rotem Backstein, die rings um ein grossflächiges Blumenbeet gruppiert sind. Unterdessen ist die Sonne aufgegangen, und es ist mir, als wäre es Sommerzeit, denn die sorgfältig arrangierten Blumen blühen in lila- und rosaleuchtenden Farben. Die Leute in den umliegenden Häusern öffnen die gartinenbehangenen Fenster und schauen auf das Blumenbeet. Es sind Altonaer. Sie wohnen in der Joseph Carlebach Strasse.

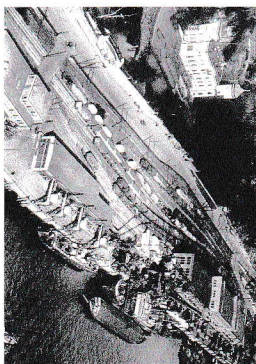
Im Altona von heute sitze ich manchmal in einem Fischrestaurant, hinter einem Aquarium mit sternartigen

Korallen und buntschillernden Fischen, und der Kellner bringt mir einen Teller mit fett- und fleischlosem Gemüse. In dem kleinen Hotel, direkt an dem umgebauten turbulenten Altonaer Bahnhof, werde ich mit Blumen empfangen, und der Apotheker von gegenüber weiss bereits, was ich während meiner kurzen Aufenthalte benötige. Meine Arbeit führt mich in die Ehrenbergstrasse, zum Bücherhaus, in dem so viel Interesse an jüdischem bekundet und weitergegeben wird. Und endlich komme ich in das Museum von Altona, das seine Tore für Vergangenes und für Heutiges geöffnet hat.

So stehe ich heute vor Ihnen, eine betagte Frau - im Schatten der Vergangenheit, die mich meine abgerissene Kindheit nochmals erleben lässt und auch das von mir selbst Vergessene wieder auflieben lässt.

Ich erlebe hier die Mühe und erfahre die Bemühungen, das Altona von einst getreu nachzugestalten, damit nicht auch die letzten Schatten verloren gehen - und in diesen zusammengetragenen aufgebauten Schatten „sehe ich auch ein Blümlein stehn.“

Mitten im Schmerz empfinde ich eine Dankbarkeit, die nur schwerlich auszudrücken ist, und die auch Ihnen, verehrte Leser, gilt ...



Donners Park

Anmerkungen

Zum jüdischen Altona siehe u.a. Ulla Hinzenberg, Die Kehlle – Geschichte und Geschichten der Altonaer jüdischen Gemeinde (Hrsg. Stadteliaclaviv Ottensen e.V.). Hamburg-Altona 1996.
Joseph Carlbach, Die Geschichte der Juden in Altona, Manuskr. 1930. Erstdruck in Joseph Carlbach, Ausgewählte Schriften (Hrsg. M. Gillis-Carlbach), Bd. I u. II, Hildesheim OLMS Verlag, 1982; Bd. II, S. 1299-1334.
Johann Jacob Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten ... sammt einer vollständigen Frankfurter Judenchronik. Frankfurt und Leipzig 1714, S. Buch, Kap. 8.
Siehe die Beschreibung, „Fahnenvermeidung in der Altonaer Synagoge.“ In: Dora Lehmann, Erinnerungen einer Altonaerin 1866-1946 (Hrsg. Joseph Carlbach Institut). Hamburg, Dölling und Galitz Verlag 1998, S. 90. Wie Anm. 2, S. 1331.

Siehe: Holakata-Werke – Neumanns Holzbearbeitungsfabriken. Kommanditgesellschaft auf Aktien, Altona Ottensen. In: Baurat Werner Jaksien (Bearbeiter), Deutschlands Städtebau Altona Elbe. (Hrsg. Magistrat Altona-Elbe). Berlin-Halensee, DARI 1922, 4 Seiten (ohne Seitenzahl); siehe auch: Deutsche Übersetz-Zeitung Nr. 7, S. 6, „Stätten der Arbeit“, sowie Handelsregistrarakt, betrifft Firma Holakata-Werke, Neumanns Holzbearbeitungsfabriken, Aktiengesellschaft Altona. SAHH 6, H.2.B.394. The life of Glückel of Hameln 1646-1724 written by herself. Translated from the original Yiddish and edited by Beth-Zion Abrams. London, East and West Library 1962, S. 14 und Anm. 3.

„Liepmann, Orgelreher, ein frommer Jude, er drehte niemals am Schabbat. An beiden Augen erblindet ... ein kleiner Hund war meist sein Führer, oftmals auch Kinder ...“
„Zu dem erblindeten Orgelreher Liepmann brachten sie (die Kinder) eigenhändig ihre kleinen Gaben ...“ In: Dora Lehmann (wie Anm. 4), S. 73, 75, 151.

M. Gillis-Carlbach, Mit jüdischen Kinderaugen gesehen – das alte Altona. In: Gerhard Kaufmann (Hrsg. für das Altonaer Museum), Jüdische Kultur in Altona und Hamburg – Schatten. Hamburg, Dölling und Galitz Verlag 1998, S. 11-14.

In Joseph Carlbachs Artikel (wie Anm. 2) ist die Rede von einem Kupferstecher. Wahrscheinlich ist es der Leuchter, der von N. Bar-Giora-Barnburger neu entdeckt wurde. Siehe Abbildung und Teil-Erklärung in: Ulrich Bauche (Hrsg.), Vierhundert Jahre Juden in Hamburg. Eine Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte vom 8.1.1991 bis 29.3.1992. Hamburg, Dölling und Galitz Verlag 1992, S. 46.

Max Brauer (1887-1973): 1924-1933 Oberbürgermeister von Altona, und nach seiner Emigration Oberbürgermeister von Hamburg in den Jahren 1946-1953 und 1957-1960. Seine Begrüßungsrede, Zur Einführung von Joseph Carlbach als Oberbürger in Altona, in: Israelischer Kalender f. Schleswig-Holstein 1926/1927, S. 29.

Die biblische Gestaltenwelt Michelangelo. Menora 1924. In: Schriften II (wie Anm. 2), S. 1201-1209.

Staatsarchiv Hamburg (SAHH), Amtsblatt der Stadt Altona, Bekanntmachungen der städtischen Behörden.

In den Jahren 1928-1931 erschienen in diesem Blatt regelmäßige Ankündigungen über die Vorträge von Oberbürger Dr. Carlbach im Altonaer Museum unter der Rubrik: Was bringt die Woche? Bilder aus der Kultur und Literatur des Judentums.

Joseph Carlbach (Lübeck, 1883-1942 KZ bei Riga) war von 1925-1933 Oberbürger von Altona und Schleswig-Holstein. Über seine vielseitigen Begabungen und seinen interessanten, wie tragischen Lebenslauf, siehe: M. Gillis-Carlbach (Hrsg.), Jüdischer Alltag als Humane Widerstand 1939-1941. Hamburg, Verein f. Hamburgische Geschichte 1990, Biographische Einleitung, S. 9-44.

Siehe (beispielsweise) „Auschwitz-Lüge“ – Wahrheit und Fälschung vor Gericht. Dokument. Der Spiegel Nr. 3, Mai 1994, Zeitgeschichtliches Dokument, 15 S.

Siehe: „...“: An die Geschichte der jüdischen Gemeinde Altona – 1933 lehren hier etwa 2000 Juden, 1943 keine mehr - erinnern seit 1989 zwei Gedenkstätten. ... In: B. Beier/N. Fischer/ E.C. Schütz/ H. Vollmer-Heilmann, Photos A. Henkel, Altona und Ottensen, Hamburg, Christians Verlag 1993, S. 68.

Imgard Stein, Jüdische Baudenkmalier in Hamburg. Hamburg, Christians Verlag 1984, S. 126-129.

SAHH 622, jüd. Schulwesen Hmbg., Fxviii

In: M. Gillis-Carlbach, Jedes Kind ist mein Einziges: Lotte Carlbach-Preuss – Antlitz einer Mutter und Rabbiner-Frau. Hamburg, Dölling und Galitz Verlag 2000 (1. veränderter Auflage), S. 65.

U.Wamser/W. Weinke, Der „Judenboykott“ vom 1. April 1933. In: U. Wamser/W. Weinke, (Hrsg.), Ehemals in Hamburg zu Hause. Jüdisches Leben am Grindel, Hamburg, VSA-Verlag 1991, S.102-104; siehe auch: „Der planmäßige Boykott verpflichtet die Parteimitglieder und tritt am 1.4.1933 in Kraft.“ In: Joseph Walk (Hrsg.), Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Massnahmen und Richtlinien - Inhalt und Bedeutung. Heidelberg, Karlsruhe, C.F. Mueller Juristischer Verlag 1996, S. 6, § 19.

Siehe Trude Maurer, Abschiebung und Attentat. Die Ausweisung der polnischen Juden und der Vorwand für die Kristallnacht. In: Walter Pehle (Hrsg.), Der Judenpogrom 1938. Von der Kristallnacht zum Völkermord. Frankfurt/Main, Fischer Taschenbuch Verlag GmbH 1988, S. 52-73.

Der Zionist Dr. Willy Victor (Hamburg? 1876-1956 Israel) fungierte als Rechtsanwalt in Wandsbek. Er veröffentlichte die Zahlen der in Schleswig-Holstein lebenden Juden in: Israelischer Kalender für Schleswig-Holstein (wie Anm. 11).

Eva Smolka, Das jüdische Schleswig-Holstein in Zahlen. In: P. Gerhardt/ M. Gillis-Carlbach (Hrsg.), Lübeck und Altona, 1918-1998: German and English. Neumünster: Wacholder Verlag 1998, S. 33-48; 819-820.

Vergl.: „...als im ganzen Reich Bücher verbrannt wurden, brachte kein intellektueller in Deutschland und auch niemand sonst im Lande offen irgendwelche Scham zum Ausdruck.“ In: Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1, Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, München, C.H. Beck 1989, S. 73. Siehe auch: Israel Gutman (Haupthrsg.), Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Vorbereitung zur Bücherverbrennung am 15. Mai 1933 in Hamburg.“ München/Zürich, Piper, Bd. 1, Abd. S. 331f.

Eine kurze, übersichtliche Zusammenfassung über die Antijüdisengesetze siehe: „Ausgrenzung und Diskriminierung der Juden in Deutschland 1933-1939“ in Wolfgang Benz, Der Holocaust. München, C.G. Beck 1995, S. 23-29. Eine detaillierte Aufstellung aller Massnahmen siehe: Joseph Walk (Hrsg.), Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat (wie Anm. 19).

Siehe Trude Maurer, Abschiebung und Attentat (wie Anm. 20).

M. Gillis-Carlbach, Jewish Mothers and their Small Children during the Holocaust. In: Remembering for the Future. Oxford, McMillan Global Academic Publ. 2001, S. 230-247. Revidierter Nachdruck in: M. Gillis-Carlbach/ W. Grünberg (Hrsg.), ...der den Engländer aufrichtet aus dem Staube und aus dem Elend erhöht den Armen“ (Psalm 113.7). Die Joseph Carlbach Konferenzen v. Unvollendetes Leben zwischen Tragik und Erfüllung. Deutsch, Englisch, Hebräisch. Hamburg, Dölling und Galitz Verlag / Joseph Carlbach Institute Publications 2002, S. 146-169.

Mündl. Aussage von Esther Hackenbroch-Carlbach (Lübeck 1921, heute in Israel). Fanny David (Hamburg 1892-1944 Ausschwitz), Sozialarbeiterin, die sich freiwillig einem Transport nach Theresienstadt anschloss, um ihre alte Mutter nicht allein zu lassen.

Senta Gerstein-Meyer, ... Ich erinnere ... über Oberbürger Dr. Joseph Carlbach und sein Haus. Kurt Orange (Hl.), 1989, 11 S.

Über den Kurz in Altona amtierenden Oberbürger Dr. Theodor Weisz siehe: Jüdischer Alltag (wie Anm. 14), S. 55 und Anm. 195.

Im Laufe der Verfolgungen wandten sich Gemeindeglieder und Hilfsuchende an Oberbürger Dr. Joseph Carlbach stets als „Rabbi Carlbach“.

M. Gillis-Carlbach, Jedes Kind ... (wie Anm. 18), S. 172. Ebd., S. 173.

Palmallee 17, Fotografie. Das Staatsarchiv Hamburg, (o.w.A.).

Lisbeth Caspari (später Frau von Lehrer Martin Cohn) emigrierte nach Holland. Ihr weiteres Schicksal konnte bisher nicht ermittelt werden.

M. Gillis-Carlbach, Mit jüdischen Kinderaugen gesehen ... (wie Anm. 9), S. 12. Ebd., ff.

M. Gillis-Carlbach, Jedes Kind ... (wie Anm. 18), S. 170-171. Ebd., ff.

M. Gillis-Carlbach, Mit jüdischen Kinderaugen gesehen ... (wie Anm. 9), S. 13. Ebd./f.

Nach einem Kinderlied von Goethe, „Ich ging im Walde so für mich hin ...“

3 „Gott verzeiht erst, wenn wir verzeihen“

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Hamburger Abendblatts

JUDENTUM - Miriam Gillis-Carlbach, Tochter des letzten Oberrabbiners von Hamburg, ist derzeit zu Gast in der Hansestadt.

Hamburg - *Joseph Carlbach zu Ehren findet in der Hamburger Warburg-Bibliothek vom 2. bis 4. November die 6. Carlbach-Konferenz statt, die sich mit Leben und Werk des letzten Oberrabbiners von Hamburg befasst. Auch seine Tochter Miriam Gillis-Carlbach wird zum Publikum sprechen.*

Im Abendblatt-Gespräch äußert sie sich über ihre Erinnerungen und über Fragen zur Versöhnung.

ABENDBLATT: Wann sind Sie das erste Mal nach Hamburg zurückgekehrt nach Ihrer Flucht?

GILLIS-CARLBACH: Nach 45 Jahren, 1983. Ich bin 1938 mit 16 von Hamburg weg und in Israel als Touristin eingereist. Die Rückkehr war auch eine Art Trotzakt. Es gab Feiern zum 90. und zum 100. Geburtstag meines Vaters, und ich wurde nicht eingeladen. Da habe ich gesagt: Dann komm ich gerade. Damals hab ich auch wieder den Namen Carlbach angenommen. In meinem Pass stand, dass die Grenze für den Inhaber dieses Namens für immer gesperrt ist. Und da wollte ich als geborene Miriam Carlbach wieder zurück.

ABENDBLATT: Hatten Sie damals viele Kontakte nach Hamburg?

GILLIS-CARLBACH: Nein. Es war alles sehr neu für mich, auch die jüdische Gemeinde. Aber das erste Mal war nicht so schwer, weil mein Mann mitkam.

ABENDBLATT: Welche Hoffnungen hatten Sie?

GILLIS-CARLBACH: Vor allem, die Wahrheit zu finden. Es kam mir alles so unglaublich vor - ich hab gedacht, es kann doch nicht sein, dass das alles wirklich geschehen ist. Ich war in vielen Archiven und fand auch, dass einige Leute übertrieben freundlich waren. Das hat mich abgeschreckt - als hätten sie etwas zu vertuschen.

ABENDBLATT: Ist denn das Verhältnis zwischen den Deutschen zu den Menschen jüdischen Glaubens heute normal? Was wäre Normalität für Sie?

GILLIS-CARLBACH: Anfangs bin ich immer den Leuten mit

weißen Haaren ausgewichen, weil ich gedacht habe: Die waren ja dabei. Ich habe herausgefunden, dass in Hamburg kaum Juden versteckt wurden - anders als in Berlin oder auf kleinen Dörfern. Aber auch das gab es: Ich habe hier zwei Schwestern mit dem Namen Dunkel kennen gelernt, die waren 86 und 87 Jahre alt. Früher hatten sie ein Fischgeschäft und sind abends gekommen, um einen Fisch bei meinen Eltern auf die Treppe zu legen. Sie wurden einmal verwarnt - aber sie haben weitergemacht und sich dafür sogar als Liebespärchen getarnt. Das fand ich nicht nur müig - so menschlich. Ich habe mich dafür später bedankt. Sie haben sich sehr genau erinnert. Auch mit Jugendlichen spreche ich oft. Ich habe den Eindruck, dass die Schüler nicht oft Gelegenheit haben, direkt zu fragen. Einmal sagte ich bei einem Vortrag: Ich spreche jetzt als Schülerin zu Ihnen, die damals genauso laut war wie Sie. Da stand ein Junge auf und sagte: „Wenn alles wahr ist, was Sie erzählen, warum sind Sie dann wiedergekommen?“

ABENDBLATT: Was haben Sie geantwortet?

GILLIS-CARLBACH: Sonst hätte euch niemand darüber etwas erzählt. Danach ist die ganze Klasse ins Hotel gekommen und hat mir Blumen gebracht. Die Älteren fragen ja meist nach politischen Dingen, aber die Jüngeren sehr viel mehr Persönliches: Was war damals mit dir? Was denkst du jetzt über uns?

ABENDBLATT: Nehmen Sie daraus die Hoffnung mit, dass die Menschlichkeit in solchen Gruppen doch stabil geworden ist?

GILLIS-CARLBACH: Manchmal ist man auf gutem Weg, dann bekommt man einen Schlag ins Gesicht. Ich habe einen Hamburger Bekannten, einen intelligenten Menschen. Der hat gesagt: „Also, Gas ist ja nicht so schlimm gewesen wie Erschießen.“ Ich weiß nicht, ob er gemerkt hat, wie fassungslos ich war. Ich habe ihn nicht wieder angerufen - schwere Momente. Oft in Berichten über damals wird über Töten gesprochen und nicht über Mord. Es war Mord, das ist nicht dasselbe.

ABENDBLATT: Was muss passieren, um die Erinnerung noch stärker lebendig zu erhalten?

GILLIS-CARLBACH: Es müssen Zeugenberichte bekannter werden, damit man zu Leuten, die man nicht gekannt hat, persönliche Beziehungen findet. Ich arbeite in Seminaren mit den Aussagen jüdischer Kinder aus der Holocaust-Zeit.

Das muss wieder „aktives“ Material werden.

ABENDBLATT: Was wäre Ihre Bilanz zum Stand der Versöhnung zwischen Juden und Deutschen?

GILLIS-CARLBACH: Ich weiß nicht, ob deutsche Menschen nur nett zu mir sind, weil das alles passiert ist, oder ob sie denken: Sie ist Jüdin, sie ist ein Mensch wie jeder andere. Ich bete, dass sie mich als Mensch sehen. Ich habe aber auch Angst davor, dass es so sein könnte: Ich als Deutscher möchte mich mit dir versöhnen, aber ich habe meine Grundeinstellung nicht verändert. Wissen Sie, die jüdische Auffassung ist: Gott kann erst verzeihen, wenn man sich mit den Menschen auseinandergesetzt hat. Wenn ich jemand etwas weggenommen habe und es nicht zurückgebe und ihn um Verzeihung bitte und er mir nicht verzeiht - dann kann ich den ganzen Tag beten, das nützt nichts.

ABENDBLATT: Wir in Europa schauen mit Sorge und Ratlosigkeit auf den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern.

GILLIS-CARLBACH: Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Nach dem Unabhängigkeitskrieg wurde die Klagemauer von den Arabern erobert. Keine Jude konnte da beten - bis zum Sechs-Tage-Krieg. Meine Kinder haben sie, bis sie erwachsen waren, nicht gekannt. Danach war der ganze Komplex der Moschee in unserer Hand, aber die Araber konnten zu jeder Stunde dort beten. Ich finde, dass die Araber überhaupt keinen Respekt vor unserer Geschichte haben. In arabischen Zeitungen lesen Sie: Wir wollen sie ins Meer jagen. Für uns ist das Problem: Wo sollen wir denn hin, wenn wir dort weggehen würden? Wo wären wir denn zu Hause, wenn nicht in Israel? In Hamburg wurde ich von Dr. Henning Voscherau bei einer Ehrnung „Miriam Carlbach – Tochter unserer Stadt“ genannt. Aber ich wurde nie aufgefordert zurückzukommen. In einigen der Wohnungen, wo wir gewohnt hatten, hat man mich noch nicht mal zum Anschauen hineingelassen.

ABENDBLATT: Welche Lösung können Sie sich vorstellen?

GILLIS-CARLBACH: Man hätte sagen können: Die „roadmap to peace“ kann ein Anfang zu einem Lösungsweg sein. Aber man darf mit dem Problem nicht umgehen wie mit dem Gordischen Knoten und ihn durchschlagen - dabei geht etwas kaputt. Ist Bush denn schon mal über Israel geflogen, um zu sehen, wie klein das Land ist? In dieser Enge stoßen Gegensätze härter aufeinander.

ABENDBLATT: Teddy Kolkoff hat vor zehn Jahren gesagt: Diejenigen, die die Hand zur Versöhnung reichen, sind auf beiden Seiten die Ersten, die bedroht werden. Wenn es eine friedliche Zukunft gibt - wo müsste die anfangen?

GILLIS-CARLBACH: Auch auf der persönlichen Ebene. Meine Kinder haben gute Kontakte. Aber ich habe immer Angst, weil viele Araber vielleicht selber überredet werden könnten zu Gewalt - nicht mal aus eigener Initiative.

Interview: HANS-JÜRGEN FINK im Hamburger Abendblatt 1./2. November 2003

„Jedes Kind ist mein Einziges“

Auszüge, Auflage 2000

1992 erschien im Hamburger Dölling und Galitz Verlag das Buch „Jedes Kind ist mein Einziges“. Miriam Gillis-Carlbach schildert in liebevoll aufgezeichneten Erinnerungen an ihre Mutter das Leben in einem Rabbiner-Haushalt mit neun Kindern: von der Heirat der Eltern bis zu deren Deportation mit den vier jüngsten Kindern 1941. In den Erinnerungen der Tochter wird ein bedeutender Teil auch von Altonas jüdischer Geschichte, von seinen Häusern und Plätzen und dem Leben der jüdischen Gemeinde lebendig, in bisweilen heteren, dann aber zunehmend bedrohlichen und tragischen Geschehnissen der Jahre bis 1942. Wer bewusst in Altona leben will, soll dieses Buch lesen, in Schulen und Kirchengemeinden, politischen Fraktionen und Bürgervereinen.

Auszüge aus „Jedes Kind ist mein Einziges“ von Miriam Gillis-Carlbach

Die Israelitische Gemeinschaft

Die Palmallee war eine der ältesten und schönsten Straßen - Altonas; die Häuser auf der Straßenseite mit den geraden Zäunen, zu denen unsere erste Wohnung gehörte, waren zwar nicht zur Elbaussicht hin gelegen, aber unter den hohen Bäumen der breiten Promenade war viel Platz für unsere Kinderspiele. In der Palmallee Nr. 17, schräg gegenüber unserer Wohnung, lag die neue jüdische Gemeinschaftsschule Altonas mit ihrer schweren, dunkelgrünen Eingangstür, die der jüdischen Gemeinde durch den Einsatz unseres Vaters zur Verfügung gestellt wurde, nachdem sie neunzig Jahre in der Grünstraße gewesen war. Direkt daneben, Nr. 21, war »der Heringsskeller«, wo man bei einem dicken Mann mit einer immer feuchten blauen

Schürze um den Bauch für fünf Pfennig saftige Salzgurken aus einem tiefen Faß herausgefischt bekam und in die man ohne jegliche Einwickelzeremonie sofort reinbiß.

Mit der jüdischen Gemeindeschule in Altona verbinden sich viele Erinnerungen, ganz besonders an unseren ersten Schultag. Buli und ich waren so unzertrennlich, daß Mutti ihre Einwilligung gab, uns zusammen einzuschulen, obwohl Buli gerade erst fünf Jahre alt wurde. So troteten wir beide mit neuen Ranzen, aber ohne Schultüte, in die Schule. Die meisten Kinder wurden von den Eltern oder den Müttern begleitet, und viele Kinder weinten. Das war mir absolut unverständlich, denn die Schule schien mir so natürlich wie Himmel und Erde. Es tat mir zwar leid, daß wir keine Schultüte hatten, aber das war kein jüdischer Brauch, wie mein Vater sagte.

Buli und ich versuchten darüber nachzudenken, warum es Mütter gibt, die ihre Kinder in die Schule brachten, und Mütter, die das nicht taten; und er war bereit, meine einfache Erklärung anzunehmen, daß Begleitung nur für weinende Kinder angebracht sei. In der zweiten Klasse lernten wir bei Hauptlehrer Sommer im Fach Biblische Geschichte über König Salomon, der schon mit jungen Jahren den Thron bestieg, die spannende Geschichte:

Gott erschien ihm des Nachts und fragte ihn, ob er einen besonderen Wunsch hätte, um sein Volk besser regieren zu können. Und bevor Lehrer Sommer uns verriet, welche Weise Bitte Salomon sich von Gott erflachte, fragte er uns der Reihe nach: Washättest du dir denn vom lieben Gott gewünscht? Es interessierte mich überhaupt nicht, was die anderen Kinder sagten, ich war ganz mit meinem eigenen Wunsch beschäftigt und sagte: eine Puppe mit Schlafaugen. Es war mir aber vollkommen unverständlich, daß Herr Sommer daraufhin in schallendes Gelächter ausbrach und noch weniger, daß meine Mutter noch am selben Tag dem lieben Gott meinen geheimen Herzenswunsch abgelauscht hatte.

Im dritten oder vierten Schuljahr spielten Walter und ich das Gebrüderpaar Joseph und Benjamin in einem sogenannten Schattenspiel, hinter einem weißen Riesenslaken, das vor die Bühne gespannt war. Aber als Walter, also Joseph, ausrief: "Komm, laß dich umarmen, mein Benjamin!", fiel ich vor lauter Schreck zwischen die Bühne und das Laken. Der schwarzhaarige Walter und sein blonder Bruder Ludwig, von uns nur »der Walterle und der Luzele« genannt, waren die Söhne des Direktors der Wasserwerke,

Dr. Georg Lichtheim und seiner Frau Margarethe, der Planistin, sie wohnten in der Palmallee 22 und waren mit uns befreundet. Später besuchte Walter das Altonaer Christianeum. Er wurde am 25. Oktober 1941, mit dem ersten großen »Transport« der Hamburger Juden, mit seiner Mutter nach Litzmannstadt deportiert, und wir konnten ihn nie wiedertreffen. Auch Fräulein Caspari, der ich seit meiner Einschulung 1928 so viel Schulerleben verdanke, kam nie wieder. Im Jahre 1988 fand ich im Hamburger Staatsarchiv ihren Namen in den Eintragungen vom königlichen Schulinspektor Wagner mehrfach löblich erwähnt.

Die Schule selbst wurde schon im Oktober 1938, nicht gerade sang- und klanglos, geschlossen, denn einer der rechtfertigenden Gründe war eine Verfügung der Kultus- und Schulbehörde vom 3. 12. 1937, im Lehrplan der Israelitischen Gemeindeschule alles auszulassen, was nach einem Schmarotzen an deutschen Kulturgut aussieht. Insbesondere wurde in der Judenschule das Singen vaterländischer Lieder untersagt, weil es einfach nicht angehe, daß Lieder wie »Ich hab mich ergeben«, »Der gute Kamerad« [ich hat' einen Kameraden], »Schleswig-Holstein meerumschlungen« usw. aus Judenmund erklingen«.

In Donners Park

Mein jüdischsein war mir selbstverständlich und eigentlich wunderbar: Ich liebte den Schabbat und die Feste, das hebräische Gebetbuch, alle Vorschriften, die Schul und natürlich meine Eltern, diesen Inbegriff der heimischen jüdischen Atmosphäre.

Deswegen empfand ich es als äußerst ungerecht, daß plötzlich an verschiedenen Stellen, an Hauseingängen, Gittern, in Parks und an anderen Plätzen kleine Zettel mit gemeinen Ausprüchen über Juden angeklebt waren wie etwa: »Die Juden sind unser Unglück« und andere boshafte Ausdrücke. Meine ganz natürliche Reaktion war, wenn irgend möglich, sie abzureißen. Obwohl ich keine Ahnung hatte, was für Folgen diese Handlung haben könnte, war ich instinktiv sehr vorsichtig, erzählte niemandem von meinem Plan und war darauf bedacht, nicht dabei gesehen zu werden. Ich war mir noch nicht bewußt, daß es mein »nichtjüdisches Pöbel« [Gesicht] war, daß mich vor jeglichem Verdacht bewahrte, etwas Gesetzwidriges verbrochen zu haben. Einmal, nachdem ich blitzschnell einen Zettel abgerissen hatte und versuchte, mich schleunigst

aus dem Staub zu machen, wurde ich von Leuten auf der Straße gefragt, ob ich jemanden gesehen hätte, der schnell weggelaufen sei. Ich machte einen Knicks und schüttelte den Kopf - so wurde ich, und vor allen meine Eltern, durch mein naiv-deutsches Aussehen vor schlimmsten Folgen bewahrt. Ein anderes Mal fand ich in einem sehr vornehmen Hauseingang auf der weißgrauen, gemergelten Mar-morwand einen Zettel: »Große Klappe, wenig Geist, das Ganze A. H. heißt.« Da nichts gegen die Juden auf diesem Zettel stand, ließ ich ihn gnädigerweise unbeschädigt.

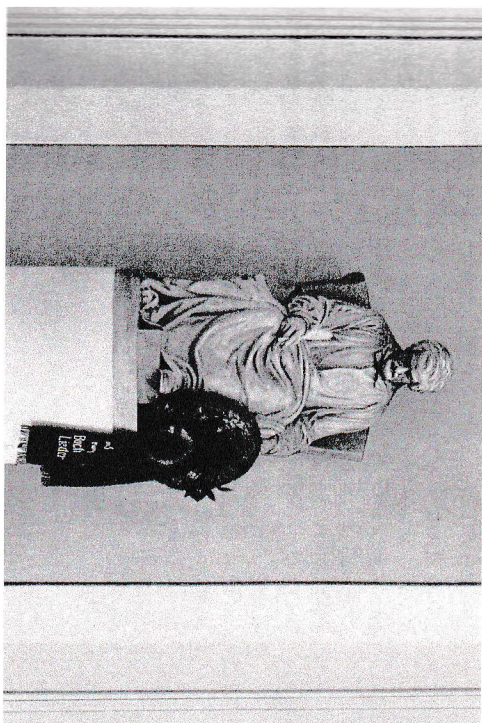
Aus dieser Zeit erinnere ich auch einen Spaziergang mit meinem Vater in Donners Park. Erst erklärte er mir, wie man die verschiedenen Bäume an ihren Blättern erkennen könne, wie z. B. die Mispel, und dann ging er mit mir zum Heine-Pavillon. In einem kleinen hellen Viereck, das fast wie ein Rundbau wirkte, war das weiße Marmordenkmal Heinrich Heines aufgestellt mit dem traurigen Kopf, in der einen Hand die Feder, und in der anderen Hand hielt er einige lose Blätter mit dem Text:

*Was will die einsame Träne
Sie trübt mir ja den Blick
Sie bleibt aus alten Zeiten
In meinen Augen zurück.*

Als das Denkmal im Jahre 1927 von Korfu über Hamburg nach Altona gebracht und in Donners Park aufgestellt wurde, hatte mein Vater zu Ehren Heines ein kleines Festmahl veranstaltet, und ein anderer orthodoxer Rabbiner, Dr. Posner aus Kiel, hatte darüber in seinen Archivmaterialien besondere Aufzeichnungen hinterlassen, so außergewöhnlich und wichtig erschien ihm diese Nachricht.

Auch uns Kindern wurde zu Hause mit viel Verehrung über Heine erzählt, und Vater zitierte fast alle seine Gedichte auswendig, von denen einige sich besonders in mein Gedächtnis einprägten, wie der Rhythmus aus dem Lied Donna Clara: Laß die Mohren, laß die Juden..., aber vor allen waren es die hebräischen Melodien mit dem Gedicht über den Dichter Jehuda Halewi, das sozusagen »am meisten Heine war«.

Vielleicht hatte das Heine-Denkmal deswegen eine so ungeheure Anziehungskraft auf mich, und ich beschloß, diesen traurigen und einsamen Dichter oft zu besuchen. Wenn man in Donners Park eintrat, sah man zuerst das hohe, mit Efeu umrankte Donners Schloß. Irgendwie glaubte ich nicht, daß Donner einfach der Name eines



Heine Denkmal in Donners Park

Grafen oder eines anderen berühmten Mannes war, ich dachte vielmehr an Blitz und Donner oder an das Schloß von Dornröschen. Zwei andere Parkabschnitte waren der Rosengarten und der Schwanenteich. Um den letzteren versammelten sich immer viele Kinder mit ihren Müttern, die den weißen Schwänen oder den braunschwarzen Entchen mit dem ulkigen Wackelschwanz kleine Brotstücke zuwarfen.

Der Heine-Pavillon stand in einem der letzten Abschnitte des Parkes. Nicht viele Besucher verirren sich bis dorthin, und der kleine Bau war wie mit einem Kränz von Ruhe und Stille umgeben. Man konnte ganz nahe an die Statue herantreten, den kühlen Marmor berühren, zu ihr aufblicken und sozusagen mit ihr sprechen.

Aber eines Nachmittags war der zauberhafte Park wie verändert. Zuerst war es nur ein beklemmendes Gefühl ohne einen sichtbaren Grund - bis ich zum Heine-Pavillon kam. Der kleine Rundbau war durch ganz dicke, dunkelbraune Seile abgesperrt und Heines Statue wie ein Häftling mit diesen häßlichen Tauen gefesselt worden. Seine Hand war angebrochen, als sei er schwer verletzt. Plötzlich entdeckte ich ganz in der Nähe ein schäbiges Brett, an zwei langen Stäben angenagelt, das überhaupt nicht in die schöne Anlage des Donners Parkes hineinpaßte. Auf dem

Brett war ein zeitungähnliches Papier angeschlagen. Weil es so hoch war, konnte ich nur die Schlagzeilen erkennen und traute meinen Augen nicht. Da stand etwas über die Juden geschrieben. Daß sie ein mörderisches Volk seien. Instinktiv begriff ich: Das war schlimmer als alles, was bisher auf den Zettelchen geschrieben stand: Das war gegen mich, meine Eltern, unseren Schabbat - gegen alles. Ich schaute mich um. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, und ich fühlte plötzlich Entsetzen und Angst in mir aufsteigen. Weil das Brett so hoch war, konnte ich nicht rankommen, um das Papier abzureißen, wie ich es schon mal mit den kleinen Anklebern gemacht hatte. Aber es war wohl mehr als die technische Schwierigkeit, die mich davon abhielt. Ich hätte ja nach einer Kiste suchen können oder nach irgendeiner anderen Klettergelegenheit. Aber ich versuchte es gar nicht, es war ein Gefühl eines von vornherein verlorenen Kampfes. Ob meine Eltern wohl davon wußten?

Als ich nach Hause kam, sah Mutti gleich, daß nicht alles, wie sie es formuliert, ganz koscher mit mir war und fragte: Wieso siehst du denn so grün aus? Aber meine Kehle war wie mit den gräßlichen Seilen zugeschnürt, und ich kämpfte mit den Tränen. Sie umarmte mich und sagte nur: meine Süße. Die Wärme, die Zärtlichkeit und die Tatsache, daß zu Hause alles genau so war wie immer, all das beruhigte mich anscheinend. Vielleicht hatte ich doch nicht richtig gelesen. Ich empfand eine Art Dankbarkeit dafür, daß ich nichts erzählen mußte und die provokativen Worte, die ich gelesen hatte, nicht auszusprechen brauchte.

Aus der Kellerküche

Die Palmaille 57, schräg gegenüber der ersten Wohnung in Nr. 120, war schon unsere dritte Behausung in Altona, denn zwischen den beiden Palmaillehäusern wohnten wir ja, wie erwähnt, auch noch in der Behnstraße 39, und die letzte Altonaer Wohnung war in der Klopstockstraße Nr. 25. Aber die Palmaille 57 war die schönste von allen. Das Haus hatte einen terrassenförmig langschüssigen Garten, der fast bis zur Elbe herunterreichte, in dem man sich auf dem Rasen nach Belieben austoben, unter der »gestützten« Eiche einbrödlerisch verstecken oder Küken in einem Puppenwagen großziehen konnte. Dadurch merkten wir Kinder gar nicht oder fast gar nicht, daß die breite Palmaille-Allee kein Spielplatz mehr war. Täglich fanden dort langstündige Aufmärsche statt von Männern in braunen

Hemden, die links und rechts und geradeaus marschierten und ihre Gewehre auf- und abschulterten. Aber nicht nur erwachsene Männer und Jugendliche exerzierten dort. Kleine acht- oder zehnjährige Jungen waren schon früh morgens paradebereit in der Palmaille und wurden stundenlang gedrillt. Da kam es des öfteren vor, daß einer der schwächeren Kleinen ganz einfach zusammenklappte und ohnmächtig wurde. Diese Kinder wurden dann ohne viel Aufstand in unser Haus gebracht und auf eines der Kinderbetten oder auf unser berühmtes »Knochensofa« gelegt. Dieser Ausdruck stammte mit dem Sofa zusammen noch aus Muttis Kindheit in Berlin, erfunden wegen einer dazumal herausgesprungenen Feder, die wir immer verblich zu entdecken versuchten. Mutti gab den strohblonden, uniformierten Jungen Tee und legte ihnen feuchte Taschentücher auf die Stirn, streichelte manchmal sogar über ihr blaßes Gesicht und sagte: Nu Nebbich, zum Erbarmen, es sind doch nur kleine Kinder.

Zu dieser Palmaille-Wohnung gehören auch die Kellerkücheninnerungen. Die besagte Küche war riesig groß, weiß gekachelte und mit einem richtigen, etwas altmodischen Herd ausgestattet, der sich vielleicht zwei bis drei Meter lang an der Wand erstreckte. Im allgemeinen wurde diese Küche gar nicht zum Kochen benutzt, außer in Sonderfällen, wie bei der Gefrierfleischaktion. Mutti hatte eine kleine Küche im ersten Stock einbauen lassen, direkt neben dem Wohn- und Elßzimmer. Ich empfand diese Etagenküche wie einen unpassenden Eindringling. Es war ziemlich eng dort und nicht so leicht, die diversen, im täglichen Gebrauch benötigten Geschirre, Bestecke und Kochtöpfe unterzubringen: nämlich das für Milchspeisen, kurzerhand das »milchige« Geschirr genannt, das mit blaukarrierten Handtüchern abgetrocknet wurde und hauptsächlich für leichtere Mahlzeiten, also für Frühstück und Abendbrot benutzt wurde. Bei festlichen milchigen Mahlzeiten, wie am Purim morgens oder am Schawuot abends, wurde Milchding auf der blauen Kaffeedecke gedeckt. Für das Geschirr der Fleischspeisen, oder richtiger für jedes gekochte, nur anscheinend »fleischige« Mittagessen, waren jedoch die rotkarrierten Handtücher bestimmt. Dann gab es auch noch das »parvene« Glasgeschirr für Tee, Obst und andere Lebensmittel, die weder zu Milch noch zu Fleischgerichten gehörten.

Zum Beispiel - am Freitagabend nach Tisch kamen jedesmal zwischen zwanzig bis dreißig jugendliche der obersten Schulklassen in unser Haus und lernten mit unse-

rem Rabbiner-Vater Psalmen, Abschnitte aus den »großen Propheten« oder auch moderne hebräische Dichtung; und wir Kinder, angetan mit unseren weißen Schabbat-Schürzen, unterbrachen diese Lernstunde, wenn wir Äpfel, in ganz dünne Scheiben geschnitten, auf Glastellern anbieten durften. Auch der Hering zu dem sogenannten »Herings-Schür« wurde auf Glastellern angerichtet und der dazugehörige Schnaps in kleinen Glasbechern rumgereicht. Dieser »Herings-Schür«, ein ostjüdischer Brauch, fand am späten Schabbatnachmittag statt, um die Schabbat-Braut mit einen etwas wehmütigen Abschied in den letzten Stunden vor ihrem Ausgang zu begleiten - mit Chassidischem Sologesang von Kantor Ziegel und kurzen Tora-Worten von Rabbiner Duckesz - und mit Hering auf Glastellern.

Die erwähnte Kellerküche, wenngleich sehr selten zum Kochen benutzt, erfüllte aber zusätzlich wichtigere Funktionen: Sie diente als Sammelstelle für die sogenannte



Oberrabbiner Dr. Joseph Carlbach

»Pfundsammlung«. Dieses besondere System, für das sich die Aguda- und Mistrachi-Frauentruppen wie auch die private Winterhilfe einsetzen, bestand in der jüdischen Gemeinde Altonas seit Ende 1931 zur Unterstützung bedürftiger Familien, die sich nicht an das Wohlfahrtsamt wenden mochten. »Die regelmäßige monatliche Verteilung sollte durch sogenannte Pfundspenden gesichert werden. Die Sammlung ist in der Weise gedacht, daß jede Hausfrau zwischen dem 1. und 8. jeden Monats Lebensmittel von ein Pfund aufwärts nach eigener Wahl an... aufgeführte Sammelstellen sendet. Erwünscht sind Erbsen, Bohnen, Linsen... Haferflocken, Tee, Kakao... Nudeln, Butter und Pflanzenfett, letztere drei Sorten nur koscher... im November wurden 900 Pfunde und im Dezember ca 1200 Pfunde verteilt...«

Bei uns fand die übliche Sortierung der erwähnten Pfunde eben in der Kellerküche statt, und der alte lange Herd diente als Tisch für die in Reih und Glied gestellten, je nach Inhalt von uns Kindern gekennzeichneten Tüten: »Aber die Carlbach-Kinder wußten genau, daß diese Herrlichkeiten, auch Süßes darunter, nicht für sie bestimmt waren, und sie rührten nichts davon an...«, erinnerte sich

Senta Meyer. Die fertigen, mit Bedacht und Sorgfalt zusammengestellten Lebensmittelpakete wurden dann mit einbrechender Dunkelheit an bedürftige Familien verteilt. Einmal begleitete ich meine ältere Schwester Eva, die sich mit ihrem Fahrrad an dieser Verteilung beteiligte, um ihr bei einem zusätzlichen Paket zu helfen - für die Schusterfamilie R., deren Kinder ich flüchtig von der Schule her kannte. Die Armut, die Trübsucht, die beinahe an Trostlosigkeit grenzte, erregten mich, und ohne daß ich es wollte, kam mir der traurige erste Vers des Laternenliedes in den Sinn:

Im Keller ist es duster, Da wohnt ein armer Schuster...

Was wohl aus der hochgeschossenen, blassen Susi R. geworden ist? Ich fand ihren Namen nirgendwo aufgeschrieben, in keinem Gedenkbuch verzeichnet. Vielleicht waren ihre Eltern polnischer Abstammung und wurden bereits am 28. Oktober 1938 vertrieben.

Die Kellerküche diente uns Kindern auch als Jahrmart, als Hamburger »Dom«. Es gab dort ein Riesenrad mit Nummern, von meiner Schwester Esther kunstvoll angefertigt, an dem man »was gewinnen konnte«, wenn man die sorgfältig aufgeschriebenen Spielregeln genau befolgte. Die Gewinne, wie etwa ein Federwischer, Murmeln oder ein kleines Taschentuch, kamen natürlich aus unseren Kinderzimmern. Aber besser als das Riesenrad war die Geisterbahn, für die ein alter Kinderwagen herhalten mußte. Das jeweils betreffende Passagierkind wurde in der verdunkelten Küche hin- und hergeführt, hörte unsere grölenden und quietschenden Stimmen, und sein Gesicht wurde mit einem feuchten, alten Lederhandschuh gestreichelt. Man konnte auch für fünf Pfennig ein Gesangskonzert haben. Zu diesem Zweck versteckte sich einer von uns in einem der einge-bauten alten Küchenschränke, der Schlüssel wurde als Auftakt und Signal für den »Grammophon-sänger«, zwei- bis dreimal von außen umgedreht, und es ertönte das Lied:

*Ein Schneider fing 'ne Maus
Ein Schneider fing 'ne Maus
Ein Schneider fing 'ne Mia Mia Mause Maus...*

Außer der Domerinnerung gab es noch ein anderes Kellerküchenerebnis, das sich mir als traurig und entwürdigend einprägte. Wie schon erwähnt, fanden die Aufmärsche der Braunhemden in der Palmallee statt. Einmal, an einem ganz besonders kalten Wintertag, sahen wir vom Fenster aus, wie die Männer mit den Armen um sich schlugen, um

Hören, wahrnehmen, erinnern....

5

In unmittelbarer Nähe des Altonaer Rathauses befindet sich seit November 1989 der große schwarze Steinblock des Künstlers Sol LeWitt: „Black Form – Dedicated to the

Missing Jews“.

In ihrem Vortrag sagte Miriam Gillis-Carlbach dazu: „Die vermissten Juden! Als würde man nicht genau wissen, als ob man nicht unerbittlich genau weiß, was mit den Juden geschehen ist... Oder vielleicht... Ganz vorsichtig wagt ein Gedanke sich heranzunähen: „Stone for the Missing Jews“ – vielleicht um auch anzudeuten, dass Juden in Altona vermisst werden?“

Es gab und gibt in Altona nur wenige Menschen, die sich an ehemalige jüdische Nachbarinnen und Nachbarn erinnern konnten und wollten. Die meisten hatten geschwiegen, es still hingenommen oder aktiv begrüßt, als ihre Nachbarn drangsaliiert und später deportiert wurden. Viele wussten vom Massenmord in den Ghettos und Lagern. Vermissten sie die Juden? Haben sie wenigstens nach 1945, nach der Befreiung, trauern können über die vertriebenen und die ermordeten jüdischen Nachbarn? Haben sie vielleicht sogar trauern können über ihre eigene Unfähigkeit zur Solidarität, zur Nächstenliebe? Einzelne mag es gegeben haben, die dazu fähig waren. Im ganzen aber blieb Altona auch nach 1945 ohne Bewusstsein und ohne Erschrecken über das Verschwinden der jüdischen Nachbarn, über die totale Zerstörung der jüdischen Gemeinde. Nicht nur die jüdischen Nachbarn, auch jegliche Erinnerung an sie war verdrängt.

Es brauchte eine Generation, bis dieses Verdrängen aufgebrochen wurde, durch das Nachfragen der 68er Protestbewegung, durch die Bereitschaft von Zeitzeugen, die Anstrengung des Erzählens auf sich zu nehmen, durch die Arbeit von Menschen, die sich in Geschichtswerkstätten fanden. Vor allem aber wurde das Erinnern ermöglicht durch Menschen, die aus ihren neuen Heimatländern wie Israel, Großbritannien und USA nach Hamburg kamen und imstande waren zu berichten, zu erzählen von dem, was ihnen in dieser Stadt angetan worden war. Zu diesen Menschen gehört Miriam Gillis, die sich – so lesen wir in dem Interview – erst wieder bei ihrem ersten Besuch in der Bundesrepublik Miriam Gillis-Carlbach nennen wollte.

Nein, weder sie noch andere überlebende Altonaer

sich zu erwärmen. Wir beschlossen also, auf die Initiative meines jüngeren Bruders Julius-Buli hin, für die Männer heißen Tee zuzubereiten. In unserem größten Kochtopf setzten wir Teewasser auf dem Kellerrüchenherd auf, sammelten aus allen Ecken und Enden Gläser und Tassen, brühten Tee-Essenz auf und plazierten die gefüllten Gläser auf großen Tablets an den Kellerfenstern. Erst warteten wir endlos lange, ohne Zeitgefühl, bis die Männer überhaupt auf uns aufmerksam wurden. Natürlich nahm dann keiner von ihnen Tee an, sie lachten uns einfach aus - mit unserem »Judentee« . Bis heute fühle ich die Erniedrigung, den Hohn und die Parole der Männer: »Besser erfrieren als was von Juden annehmen.« Und bis heute sehe ich vor mir das bestürzte Gesicht meines Bruders, die Enttäuschung darüber, daß die naïv-zuvorkommende Hilfsbereitschaft ins Leere laufen mußte.

Bald darauf mußten wir das schöne Haus in der Palmaille verlassen, und damit auch den großen Garten mit seinen unendlich vielen Gelegenheiten zu abenteuerlichen Spielen und seltsamsten Nachbarbeziehungen, die zwischen ehrlichen Freundschaftsversuchen und schlimmsten Nazidrohungen hin und her schwankten. Wir wurden vom Hauswirt verklagt, weil im Jungenkinderzimmer ein Tintenfleck den Parkettfußboden bekleckert hatte, und wie vorausgesehen, verloren wir den Prozeß und mußten wieder umziehen. Jetzt erst verstand ich die inoffizielle Bezeichnung für die Palmaille 57: „das braune Haus“.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Dölling und Galtz Verlages
1. veränderte Auflage Hamburg, Dölling und Galtz, 2000, Seite 62 ff, 95 ff, 101 ff

Jüdinnen und Juden waren eingeladen und gebeten worden, zurückzukommen. Aber sie war gekommen – um mitzuarbeiten an der Erschließung des Lebenswerkes des großen Rabbiners Joseph Carlebach, ihres Vaters, und der aufopfernden Hilfe ihrer Mutter, Lotte Carlebach-Preuss. Und Miriam Gillis-Carlebach war von Anfang an in Kontakt mit Kindern und Jugendlichen. Eingeladen von Erzieherinnen und Erziehern in Kindergärten und Schulen erzählt sie von dem, was sie erlebt hat, den Freuden der Kindheit, dem Schmerz nicht gut zu machender Verluste.

In jeder Begegnung mit Miriam Carlebach wird ein Mitgefühl wachgerufen und gestärkt, das Mitlachen ebenso möglich macht wie Mittrauern. Und in diesem unmitelbaren Mitgefühl mit der Tochter Miriam und der heutigen Frau Gillis-Carlebach gedeiht dann, was weit reicht: die Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einer ungewöhnlichen Kultur, die Sehnsucht nach der Selbstverständlichkeit von Freundschaften, die sich durch Vorurteile, durch Parolen und durch Drohungen nicht zerstören lässt, die Sehnsucht nach dem „Berg Zion“, an dem sich alle Völker der Welt in Frieden finden werden.

Solche Sehnsucht ist ein Geschenk, aber auch harte Arbeit. Sie ist keine Nostalgie, sondern Herausforderung, denn sie kann nicht stark werden, wenn sie nicht verbunden ist mit dem Bemühen, den Antisemitismus als eine Grundgefahr der deutschen Geschichte zu erkennen und einzugrenzen. Miriam Gillis-Carlebach lehrt uns die Sehnsucht, wissenschaftlich genau und voller Herzengüte. Darin gestaltet sie das heutige Altona mit in einer Weise, wie es über Jahrhunderte bis zu ihrer Zerstörung die jüdische Gemeinde getan hatte, deren Kind sie ist.

Pastor Ulrich Hentschel



Miriam Gillis-Carlebach mit ihrer Tochter Michal Salev und dem Künstler Gunter Denning bei der Verlegung eines Stolpersteins vor dem Haus Hallerstraße 76, in dem ihre Familie bis zur Deportation 1941 gelebt hatte.